

LS  
HAWKER

# GRAUSAMES ERBE



THRILLER

HarperCollins

Ich sagte nichts.

„Ich hole dich morgen um eins ab“, sagte er.

Das bedeutete, dass ich mich zu diesem Kerl ins Auto setzen sollte, und das verstieß gegen Dads Regeln.

„Ich fahre mit dem Rad“, sagte ich, obwohl ich nie außerhalb der Sichtweite meines Vaters damit gefahren war.

„Es sind zwanzig Meilen bis nach Niobe“, sagte Randy.

„Das geht in Ordnung“, sagte ich.

„Deinem Vater wäre das nicht recht“, sagte er und schob seinen Stetson hoch, sodass ich seine Augen sehen konnte.

„Dad ist tot.“

Er zog sich den Hut wieder ins Gesicht. „Benutzt du dieses Gewehr?“

„Ich weiß, wie man damit umgeht.“

„Natürlich“, sagte er. „Ich meine, *musstest* du es schon mal benutzen?“

„Ich brauchte es nur zu zeigen“, sagte ich.

Sein blöder Bart zuckte. „Dein Dad hat dich gut trainiert, was?“

Ich zuckte die Achseln.

„Dein Dad hat mich gebeten, mich um dich zu kümmern, und ich habe vor, es zu tun. Ich bin derjenige, von dem er gesagt hat, dass du ihn anrufen sollst, du weißt also, dass du mir vertrauen kannst, weil er es auch getan hat. Ich werde dich also morgen um eins zur Beerdigung abholen. Und hinterher fahre ich dich zur Testamentseröffnung in die Stadt.“

Vielleicht war ich es ja einfach nicht gewöhnt, mit anderen Leuten zu reden, aber Randy kam mir ziemlich rechthaberisch vor. Er fragte mich gar nicht erst, er teilte mir einfach mit, was er tun werde, und mir ging das ziemlich gegen den Strich. Aber zwanzig Meilen waren zu weit auf dem Fahrrad, und wie sollte ich sonst zur Beerdigung kommen? Der Drang, meine eigenen Entscheidungen zu treffen, hätte mich fast dazu gebracht, ganz auf die Beerdigung zu verzichten, aber ich würde hingehen. Dieses eine letzte Mal ließ ich mir noch vorschreiben, was ich zu tun hatte, denn danach würde ich lernen, wie man Auto fährt. Bei dem Gedanken ging es mir gleich besser. Ich nickte.

„Braves Mädchen. Wir sehen uns morgen um eins.“ Er jagte den Motor hoch, setzte zurück, dann legte er den ersten Gang ein und brauste auf der Schotterpiste davon. Als er außer Sicht war, legte ich die Reißverschluss tasche mit dem Bargeld in die Kassetten, die mein Boss später abholen würde, schloss das Häuschen ab und ging zu Fuß nach Hause.

Ich wusste nicht, warum wir eigentlich eine Beerdigungsfeier haben mussten. Wer sollte denn da kommen? Dad hatte keine Freunde gehabt. In den letzten zwei Jahren war er nirgendwo mehr hingegangen und hatte nur noch vor dem Fernseher gehockt.

Da fuhr mir ein neuer, noch beängstigenderer Gedanke durch den Kopf. Wenn nun doch Leute kämen? Auf den Beerdigungen im Fernsehen hatte es immer gewimmelt von Gästen. Bei der Vorstellung, von lauter Fremden umgeben zu sein, hob sich mir der Magen. Ich wusste nicht, ob ich das aushalten würde, auch wenn ich davon geträumt hatte, ein normales Leben zu führen, seit ich alt genug war, um zu merken, dass ich es nicht tat.

In Fernsehserien mussten die Hinterbliebenen auch immer den Besuchern die Hand schütteln und einige sogar umarmen. Wie sollte ich mich nach allem, was Dad mir

beigebracht hatte, an einem ungewohnten Ort, von fremden Leuten umringt, nicht fragen, ob sie mich nicht umbringen oder vergewaltigen wollten? Frauen störten mich nicht so sehr; als ich klein war, hatte Dad mir gesagt, ich solle im Notfall eine Mutter mit kleinen Kindern suchen und sie um Hilfe bitten. Aber natürlich gab es auch eine Menge Frauen, die ihren Männern geholfen hatten, kleine Mädchen zu kidnappen, Mädchen wie Elizabeth Smart und Jaycee Dugard oder die Kleine, die sieben Jahre lang in einer Kiste unter dem Bett eines Psychopathen-Ehepaars gelebt hatte.

Zu Hause musste ich die Hunde erst wieder ins Haus locken, aber diesmal dauerte es nicht mehr so lange wie am Vortag. Ich schaltete den Fernseher ein und ging hinauf in mein Schlafzimmer. Es war eigentlich das des Hausherrn, denn es hatte ein eigenes Bad. Dad hatte mir das Zimmer gegeben, damit er nicht mitten in der Nacht aufzustehen brauchte, um mich herauszulassen, wenn ich auf die Toilette musste. Ich griff unter meine Matratze und holte ein Spiralnotizbuch hervor, das ich seit ein paar Jahren nicht mehr aufgeschlagen hatte. Es enthielt eine Liste, die ich mir anschauen wollte. Ich nahm das Notizbuch mit nach unten und setzte mich an den Küchentisch.

Dann blätterte ich zu der Liste und las sie mir laut vor. Jetzt, wo mein Vater nicht mehr da war, hatte ich keine Angst mehr, dass er sie entdecken könnte. Ich konnte Dinge laut aussprechen, die auszusprechen ich nie gewagt hätte, als er noch lebte. Die Hunde saßen neben meinem Stuhl und horchten, hoben hin und wieder den Kopf.

„Was ich tun würde, wenn ich ein normales Leben hätte“, sagte ich. „Erstens: Saw Pole verlassen. Zweitens: Fahren lernen. Drittens: Aufs College gehen. Viertens: In Restaurants essen. Fünftens: Freunde haben. Sechstens: Ins Kino gehen.“

Ich stellte mir all diese Dinge vor, genoss sie im Geiste, und zum ersten Mal glaubte ich fast daran, dass sie passieren könnten. Die freudige Erregung dieser Vorstellung versetzte mir einen solchen Adrenalinstoß, dass ich am liebsten die Straße hinuntergerannt wäre, an unserem Haus vorbei – das jetzt mein Haus war –, aber ganz so weit war ich noch nicht. Stattdessen las ich weiter, und die Vorfreude und Aufregung ließen meine Stimme höher klingen.

Die nächste Sache auf meiner Liste ließ mein Gesicht schon beim Lesen glühen, aber ich machte unermüdlich weiter. „Siebtens: Mich verlieben. Achters: Nach New York City fahren.“ Nummer acht machte mich auch verlegen, denn ich wusste ja, dass Detective Deirdre Walsh und das 51. Revier nicht wirklich existierten. Aber ich wollte einmal die Stadt besuchen, in der ich einen Großteil meines Fernsehlebens verbracht hatte.

„Neuntens: Junk Food essen.“ Ich holte tief Luft und ließ sie langsam ausströmen. „Zehntens: Lernen, normal zu sein.“

## 5. KAPITEL

### *Freitag*

Als wir nach der Beerdigung die fünfzehn Meilen nach Saw Pole zurückfuhren, hielt ich den Blick gesenkt oder schaute aus dem Fenster, damit Randy ja nicht auf die Idee kam, ich wäre an einer Unterhaltung interessiert. In mir knisterte es wie in einem zerfetzten Stromkabel, ich war nervös und überreizt. Ich kratzte an der Narbe an meiner Schulter und hatte ständig vor Augen, wie sie Dads Sarg in die Grube gesenkt und dann Erde darauf geworfen hatten.

Randy spuckte andauernd Tabaksaft in einen Spucknapf aus gebürstetem Metall, der in einem der Becherhalter stand. Das unappetitliche Geräusch, dieses feuchte *Pfft*, zerpte noch zusätzlich an meinen Nerven. Nach einer weiteren endlosen Nacht in dem dunklen leeren Haus, in der die Hunde beim kleinsten Geräusch hochgeschreckt waren, dann nach der Strapaze der Beerdigung und jetzt, vor der Testamentseröffnung, hätte ich am liebsten so lange geschrien, bis ich in Ohnmacht gefallen wäre.

Der Dodge kam an der Straßenecke vor dem Kalksteingebäude zum Stehen, in dem Mr. Keith Dooley seine Anwaltskanzlei hatte. Saw Poles Hauptstraße war übersät mit Schlaglöchern, in denen schlammige Pfützen standen, weil der Verwaltung das Geld fehlte, um die Fahrbahn ausbessern zu lassen. Dad hatte mir erzählt, dass Saw Pole in seiner Blütezeit ein hübscher, gepflegter Ort gewesen sei. Aber seit alle Farmen im Umland der Zwangsversteigerung zum Opfer gefallen und auch die Ölquellen versiegt waren, herrschte Ebbe in der Stadtkasse.

An der Hauptstraße, einem geschwindigkeitsbegrenzten Abschnitt des zweispurigen Highways, der mitten durch den Ort führte, parkten noch ein paar andere Autos. Die Straßenschilder wiesen in die vier Himmelsrichtungen, aber es war, als würde ein unsichtbarer Elektrozaun den Ort umgeben, und der einzige Weg hinaus war der Tod. Es gab ein kleines Postamt, einen Supermarkt, die Farmers National Bank, einen Friseur und ein Restaurant namens The Cozy Corner Café. Ich war noch nie in einem dieser Geschäfte gewesen, hatte sie immer nur durchs Autofenster gesehen. Für mich waren es nur Fassaden am Drehort einer langweiligen TV-Serie, die in einer staubigen Kleinstadt spielte.

Randy stellte den Motor ab, aber ich brauchte erst noch einen Moment, um mich zu sammeln, ehe ich ausstieg. Also tat ich, was ich immer tat, wenn ich Angst hatte: Ich rezitierte den Vorspann von *Offender NYC*, der eigentlich nur aus einem schwarzen Bildschirm mit dem Titel der Serie bestand, während mehrere Stimmen aus dem Off den Amtseid der New Yorker Polizei aufsagten: „Ich schwöre feierlich, die Verfassung der Vereinigten Staaten und die des Staates New York zu verteidigen und nach bestem Wissen und Gewissen meine Pflicht als Polizeibeamter des NYCPD zu erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“

Ich murmelte es leise vor mich hin, mit dem Gesicht zum Beifahrerfenster, aber Randy hörte mich trotzdem.

„Betest du etwa, oder was?“, fragte er.

Ich gab keine Antwort, sondern stieg aus und ging auf das kleine Bürogebäude zu. Randy eilte mir hinterher. Ich wusste, dass ich die Testamentseröffnung nur überstehen würde, wenn ich mir vorstellte, Deirdre und Detective Mandy Quirke als persönliche Bodyguards an meiner Seite zu haben, so als kämen wir gerade von Captain Barrigans Beisetzung, nachdem er in der ersten Folge der neunten Staffel getötet worden war.

Ich öffnete die Tür, und Randy versuchte, sie mir aufzuhalten, um mich zuerst eintreten zu lassen. Aber ich hielt sie fest, bis er begriff, dass er als Erster hineingehen sollte, was er dann auch seufzend tat. Ich folgte ihm und sondierte rasch meine Umgebung. *Beobachten. Orientieren. Entscheiden. Handeln.* Diesmal würde ich keine der vier Hauptregeln verletzen. Es gab zwei Türen, die nach draußen führten – eine vorn, durch die ich hereingekommen war, die andere im rückwärtigen Teil. Sechs Fenster. Eine Treppe. Im Vorraum stand ein Empfangstresen, dahinter ein Konferenztisch mit sechs Stühlen. Das eigentliche Büro befand sich einige Meter weiter hinten. Obwohl ich keine körperliche Bedrohung verspürte, beunruhigte mich irgendetwas. Kam es daher, dass ich so übermüdet und überreizt war? Oder lag es an etwas anderem?

Im Büro erhob sich der Mann, den ich auf der Beerdigung gesehen hatte, vom Schreibtisch. Sein Teint hatte die Textur von Haferbrei, er trug einen taubenblauen Anzug. Seine rechteckige Drahtgestellbrille betonte die kantige Form seiner hohen Stirn. Die Brille rutschte ihm auf die Nase, sodass er den Kopf in den Nacken legte und mich über die Brillengläser hinweg aus seinen seltsam farblosen Augen ansah.

„Guten Tag, Petty“, sagte er. „Ich weiß nicht, ob du dich noch an mich erinnerst. Ich bin Keith Dooley. Ich kannte dich schon, als du erst ungefähr 500 groß warst.“ Er hielt die Hand, die Handfläche nach unten, auf Hüfthöhe.

Ich erinnerte mich an ihn nur von der Beerdigung, aber er kannte mich offenbar aus meinen Kindertagen. Als ich ihn jetzt über etwas sprechen hörte, woran ich mich nicht erinnerte, kam ich mir wie ein Geist vor, der einer Person aus einem früheren, lange vergessenen Leben begegnet.

Er wartete auf eine Erwiderung, aber ich schwieg.

„Wir sehen uns das Video draußen an“, sagte Mr. Dooley. „Ich bringe ein paar Sachen heraus.“

Ein Video? Was für ein Video sollten wir uns denn ansehen? Randy setzte sich an den Konferenztisch, aber ich blieb stehen und schaute in Mr. Dooleys Büro. Auf dem u-förmigen Schreibtisch stapelten sich bergeweise Papiere und prall gefüllte Aktendeckel, aus denen Blätter in unterschiedlichen Farben hervorquollen. Wie konnte er sich in dem Chaos zurechtfinden?

Mr. Dooley schob einen Metallwagen aus dem Büro, auf dem ein Fernseher und ein Videorekorder standen. Im Vorraum stellte er ihn ans eine Ende des Konferenztisches, schloss die Geräte an einer Steckdose an und schaltete sie ein.

„Sind wir so weit?“, fragte er. Dann hielt er kurz eine Videokassette hoch, damit wir sie alle sahen, und legte sie ein.

Das Band lief an, und nachdem das Bild aufgehört hatte zu ruckeln, sah ich meinen Vater vor der Kamera in seinem verstellbaren Sessel sitzen. Ich holte tief Luft, überwältigt von meinen Gefühlen. In diesem Moment war ich froh, dass er mir beigebracht hatte, nie

zu weinen.

Offensichtlich hatte mein Vater die Kamera auf ein Stativ gestellt, es aber versäumt, die richtige Höhe einzustellen. Folglich sah man meist nur das obere Drittel seines Gesichts, den Mund nur ab und zu.

„Petty“, sagte er, „ich bin’s, dein Vater.“ Er räusperte sich. „Heute ist dein achtzehnter Geburtstag, und ich halte meinen letzten Willen auf Video fest. Ich habe ihn auch aufgeschrieben und vom Notar beglaubigen lassen.“

Mr. Dooley hielt einen Aktendeckel hoch, was wohl bedeuten sollte, dass dieser das Testament enthielt.

„Ich weiß, dir ist klar, dass ich nicht ewig da sein werde, um dich zu beschützen. Ich habe alles dafür getan, dass du in Sicherheit aufwachsen konntest, habe dir alles beigebracht, was ich weiß. Und ich habe mich nach Kräften bemüht, dir ein guter Vater zu sein. Es ist mir nicht immer gelungen, aber deine Mutter konnte mir ja nicht mehr helfen.“

Ich merkte, wie ich mich ein Stück streckte, um auch die untere Hälfte seines Gesichts zu erkennen.

„Ich weiß, du bist es leid, ständig von mir zu hören, dass wir in einer sehr gefährlichen Welt leben. In Saw Pole bist du so sicher wie nirgendwo sonst auf dem Planeten, und ich möchte gewährleisten, dass du hier bleibst, in Saw Pole. Deshalb habe ich heute eine Lebensversicherung über eine Million Dollar abgeschlossen.“

Ich brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass er es wörtlich meinte. Mir fiel die Kinnlade herunter.

*Eine Million Dollar?*

„Du bist die alleinige Begünstigte, Petty, aber es gibt bestimmte Bedingungen. Und du weißt, ich tue das nur zu deinem Besten.“

Randy richtete sich in seinem Stuhl auf und warf mir einen Seitenblick zu.

„Um das Geld zu erhalten, Petty, musst du Randy King heiraten – falls er noch lebt und ledig ist.“

Er sagte es so beiläufig, als würde er mich daran erinnern, die Hunde zu füttern. Mein Kopf fuhr unwillkürlich zu Randy herum. Ungerührt hielt er meinem Blick stand. Mir wurde übel, denn mir ging auf, dass er es bereits gewusst, aber kein Wort gesagt hatte.

„Und sollte er nicht mehr am Leben sein, musst du dem Orden der Dominikanerschwestern in Bison, Kansas, beitreten und nach meinem Tod zwanzig Jahre lang bei ihnen leben und Gott dienen ...“

Ruckartig beugte ich mich vor und drückte die Pausentaste. Dann blickte ich von Randy zu Mr. Dooley und öffnete den Mund. Ein Laut wie das Blöken eines verletzten Schafes brach aus mir heraus und ich konnte eine ganze Weile nicht damit aufhören.

Es war das Geräusch, mit dem all meine Hoffnungen und Träume im Gulli landeten.

Das war schlimmer als ertrinken. Schlimmer als keine Mutter zu haben. Schlimmer als mit einem wortkargen verrückten Vater aufzuwachsen. Ich würde nun doch nicht frei sein, würde nicht das normale Leben führen können, von dem ich geträumt hatte.

In der Stille, die nun eintrat, hörte man nur die unregelmäßigen Atemzüge der beiden Männer. Randy hielt sich die Ohren zu.

„Was, zum Teufel, war das denn?“, rief er.